

3

Angelina, meine Grossmutter, lieferte häufig Gesprächsstoff. Sie war eine stolze Frau. Sie verbarg zwar ihren Stolz, wie das früher die meisten wohlhabenden Familien taten. Sie trat nicht auf wie eine Neureiche, die nach aussen zeigen wollte, was sie besass. Noch immer hing an vielen Bauten die Tafel des Unternehmens Schnellschön & Gambirasio. Man wollte die Erinnerung an die Gründer des Unternehmens aufrecht erhalten.

Angelina hatte ein klares Urteil und wusste, wer sie war. Wie sie über andere Leute dachte, blieb aber im engsten Familienkreis. Sie war Geschäftsfrau und verstand zu schweigen.

Im Unternehmen beherrschte sie in den Anfängen die Kanzlei. Sie sagte zu Kurt, ihrem Mann, stets: «Ich komme heute in die Kanzlei», oder: «Ich gehe in die Kanzlei.» Das hatte sich bei ihr so eingeprägt, denn ihr Vater, der bekannte Rechtsanwalt, verabschiedete sich täglich mit den gleichen Worten.

Angelina entging nichts, was im Geschäft vorfiel. Sie war in vielen Fragen die Ratgeberin ihres Mannes. Manchmal musste er sie zurückbinden, wenn sie glaubte, sie könne sich auch in technische Details einmischen, etwa beim Kauf von neuen Werkzeugen und Maschinen.

Ich war das grosse Thema von Angelina und Kurt. Sie sagte oft: «Unser Bub gedeiht prächtig, er bringt seine Schulen ohne Schwierigkeiten hinter sich.» Liess mein Vater durchblicken, dass er in mir den Nachfolger für das Geschäft sah, entspann sich fast immer der gleiche Dialog.

«Du darfst dich nicht darauf fixieren. Er soll die Matura schaffen. Er wird zuerst eine Weile studieren.»

«Er kann Bauingenieur werden.»

«Mach ihm bitte keine Vorschriften. Er soll ein Studium wählen, das ihm liegt. Lieber Kurt, du bist noch in den besten Jahren. Du wirst noch dreissig Jahre lang das Geschäft führen. Warten wir doch einfach ab, was Emil Franz werden will.»

Die Mutter war die Einzige in der ganzen Verwandtschaft, die mich stets Emil Franz, manchmal auch Franz Emil nannte. Das gefiel nicht allen Schnellschöns. Kurt störte es nicht.

Über diese Auseinandersetzung mit dem Vater hatte mir meine Mutter sehr oft erzählt, auch viel später, als alles anders gekommen war als erwartet.

Die Mutter beobachtete mich, sie redete viel mit mir, und ich sprach mit ihr über meine Lektüre. Mit zwanzig las ich Dostojewski, alle seine grossen Romane und Erzählungen. Häufig ging ich mit meinem Paddelboot auf den See und gab mich meinen Träumereien hin. Ich vertraute der Mutter an, dass ich auf der Universität Germanistik und Philosophie studieren wolle.

Ich solle dem Vater nichts davon sagen, riet mir meine Mutter. Vater würde dagegen opponieren. «Er möchte, dass du Bauingenieur wirst.» Ich könne es ihm dann sagen, wenn es so weit sei.

Ein Junge, der in der Mathematik stets Bestnoten nach Hause bringe, solle etwas Bodenständiges studieren, war Vaters Meinung. Sie wisse jetzt schon, dass Vater sagen würde, dieses von mir gewählte Studium sei für Träumer und nicht für Unternehmer. «Er hat sich sehr gewundert, dass du das alte klassische Gymnasium mit Latein und Griechisch gewählt hast.»

Was Latein heute noch nütze, wo Zahlen die Welt beherrschten, das sei ihm schleierhaft. «Und erst noch Griechisch?», frotzelte Vater.

«Das wird einen Kampf geben», sagte mir die Mutter, «aber wir setzen uns durch. Das verspreche ich dir. Vater darf dir nicht vorschreiben, was du zu studieren hast. Mein Vater hat immer gesagt, zwingt keinem Kind deinen eigenen Willen auf, sonst geht es fehl.»

Damit stellte sich meine Mutter gegen den Strom der Zeit. Würde Kurt seinen Kollegen verraten, dass sein Sohn eigene Wege gehen wolle, würden sie ihn als Schwächling verspotten. «Vorläufig sagen in unserer Stadt noch die Männer, was die Kinder werden sollen», tönnte es am Stammtisch.

Wie sollte sich der Vater gegen die selbstbewusste Angelina, die sich mit mir verbündet hatte, durchsetzen? Da hätte er keine Chance. Es war zu offensichtlich, dass in mir ein Feuer für die Geisteswissenschaften brannte. Der Mutter gefiel die Wahl, las sie doch in der Freizeit Romane, auch solche, die ich ihr empfahl. Vater konnte den Willen seiner Frau nicht brechen. Eine Kurzmeyer liess sich nicht so schnell umstimmen, wenn es um den Sohn ging.

Ich war kein Nervenbündel, vielmehr ein sportlicher Typ. Ich ging stets mit dem Fahrrad zur Schule. Ich besass einen durchtrainierten Körper. Die Mutter schielte, wenn ich aus dem Bad kam und ins Zimmer huschte, stets auf meinen Körper. Sie hatte an mir den Narren gefressen. Aber sie verteidigte auch stets den Vater. Er war ein erfolgreicher Geschäftsmann, genoss Ansehen in der Stadt und schaffte es mit einem Spitzenresultat in das städtische Parlament.

Aber selbst der angesehene Baumeister und Unternehmer Schnellschön konnte meinen Willen nicht umbiegen. Mutter liebte mich und sagte Krauskopf zu mir, wenn ich ihr widersprach. Sie behauptete, ich hätte noch verdünntes italienisches Blut in mir. «Bergamasker sind feurige Männer!», sagte sie dann.

Ich sang im Schülerchor mit. Nach der Pubertät entfaltete sich in mir ein schöner weicher Bariton. Einige Male durfte ich bei Auftritten des Chors des Gymnasiums ein Solo übernehmen. Das wurde jeweils ein Freudentag für meine Mutter. Kam Vater nicht zur Aufführung, tadelte sie ihn heftig: «Was ist das für ein Vater, der den Soloauftritt seines Sohnes verpasst. Kurt, du wärst stolz gewesen. Schämst du dich nicht, dass du geschäftliche Gespräche oder wenn möglich den Stammtisch dem Auftritt deines Sohnes vorziehst?»

Dieser Vorwurf war stets ein Grund für Streitereien und gegenseitige Vorwürfe. Mein Vater erwiderte: «Du bist jeden Tag in der Kanzlei. Du verwaltest meine Agenda. Du hättest mir frühzeitig einen Eintrag machen können. Unser Zusammenspiel klappt leider nicht immer.»

Vielleicht spielten solche Diskussionen eine Rolle bei meinem Entscheid für das Phil.-hist.-Studium. Mein Vater war aufbrausend. Ich hatte ihn einige Male in einem fast olympischen Zorn erlebt. Ende der vierziger Jahre war für alle klar, dass der Sohn eines starken Vaters bedingungslos Gehorsam zu leisten hatte. Die Hierarchien, die gesellschaftlichen und religiösen Ordnungsstrukturen waren derart eingefroren, dass nur rebellische, starke Jugendliche davon abzuweichen wagten, meistens mit gravierenden Folgen. Ihnen wurde gedroht, sie hätten dann nichts zu erben. Oder es kam mindestens beidseitig zu langem Schmollen.

Trotzdem stand mein Entschluss fest, was immer auch passieren möge. Ich würde nicht Bauingenieur studieren, sondern Germanistik, Soziologie und Philosophie. Als ich dem Vater meinen Wunsch vorlegte und zu begründen versuchte, war ich überrascht, dass ich nicht langfädig meine Wahl verteidigen musste. Vater unterbrach mich: «Ich habe es geahnt. Du musst selber wissen, was du studieren willst.»

«Wie das?», dachte ich.

Die Mutter hatte Vater vorbereitet, ja ihm geradezu gedroht, Emil Franz werde sich trotzig seinem Wunsch widersetzen. «Dann verlierst du deinen Sohn.»

Einen so prächtigen Bengel wie Emil wollte er nicht verlieren. Schliesslich resignierte er und meinte nur: «Man kann das Leben nicht planen. Es geht seinen Lauf.»

Nach der Matura belegte ich an der Universität Zürich die Fächer Philosophie und Soziologie und besuchte zusätzlich Vorlesungen in Germanistik. Ich würde auch ein Studienjahr in Paris verbringen, vielleicht sogar eine Dissertation über einen französischen Dichter schreiben. Ich liebte Camus, las gerade Bernanos' aufwühlenden Roman «Die Sonne Satans».

Jonas schaute mich während unserer Gespräche immer wieder genau an, als wolle er sich klar werden, ob tatsächlich sein Grossvater alle diese Geschichten erzählte. Je mehr er von mir hörte und je öfter er mit mir zusammensass, desto grösser wurde das Interesse an der Familie Schnellschön und besonders an mir. Die Volten, die mein Leben nahm, überraschten ihn.

Die Geschichte, wie seine Mutter seinen Vater fand, kannte Jonas bereits, und für einmal war er der Erzähler. Monika hatte eine kaufmännische Lehre absolviert. Als schöne, schlanke Frau bewarb sie sich als Hostess bei der Swissair. Ihren Mann, Gaston Trepp, lernte sie auf einem Flug nach Madrid kennen. Er war Bijoutier und arbeitete in Genf bei einer Uhren- und Schmuckfirma. Sein Vater war ein Urner, den es nach Genf verschlagen hatte, die Mutter eine Welsche. Darum nannte sich Monika je nach Situation auch Monique. Sie selbst konnte sich nicht vorstellen, aus der Innerschweiz nach Genf zu ziehen. Sie liebte den See und die Berge. Der Vierwaldstättersee war ihr

vertraut und lieb. Die Gegend am Genfersee war ihr zu weitläufig, obwohl sie die elegante Schönheit mit den Rebhängen des Lavaux bewunderte. Sie glaubte, sie könne die richtige Stimmung nur in der Landschaft der inneren Schweiz finden. Diese Behauptung wunderte Jonas sehr. Dass sie Heimweh hatte, verstand er nicht.

Als in Altdorf eine Bijouterie zu kaufen war, entschloss sich Gaston, diese zu erwerben. Die neue Verbindung durch den Seelisbergtunnel erlaubte ihm, in Luzern zu wohnen.

Angelina, wie ich meine Mutter immer häufiger nannte, konnte nicht verstehen, dass ich mit meiner Familie jeden Sommer auf einen Zeltplatz in Cavallino fuhr. Sie fand das unter unserer Würde. Isabelle war es recht. Sie fühlte sich auf dem trockenen Boden des Pinienwaldes wohl. Sie sah einen glücklichen Mann, der sich in den Ferien erholte. «Du bist ein anderer Mensch, Emil, wenn wir in Italien sind!», wiederholte sie immer wieder.

Wie oft verbrachten wir lustige Abende bei einem italienischen Zelt Nachbar. Isabelle staunte, wie ich Italienisch sprach, als rede es einfach aus mir heraus. Isabelle sprach Französisch und Englisch. Seit wir Zeltferien in Italien machten, lernte sie Italienisch und merkte rasch, dass mein Italienisch nicht korrekt war. Den Italienern war es egal. Sie verstanden mich und dankten es mir, dass ich mich bemühte, ihre Sprache zu sprechen. Sie machten mir Komplimente und staunten, dass Isabelle von Jahr zu Jahr korrekter sprach als ich. Bald schon übersetzte sie während der Gespräche, wenn ich etwas nicht verstand.

Sofort nach unserer Ankunft ging ich jeweils zu den Nachbarn, die ihre Zelte den ganzen Sommer auf dem Platz stehen liessen, und erneuerte Jahr für Jahr unsere Freundschaft. Unsere Kinder liebten viele Jahre den Sandstrand und den Spielplatz mit Musik am Abend. Sie hüpfen herum und tanzten mit den fremden Kindern. Je älter sie wurden, desto mehr liessen sie sich von Rhythmen verführen, die von grösseren Zeltplätzen zu unserem kleinen Al Boschetto herüberschallten. Sie schlichen vom Meer her auf die benachbarten Rummelplätze und freundeten sich mit den Gleichaltrigen an.

Ich fühlte mich nach vielen Jahren in Italien wie zu Hause. Jedes Jahr wurde ich von den bekannten Italienern mit grossem Hallo willkommen geheissen. «Emil, du wieder kommen!», sprachen diejenigen, die ein paar Worte Deutsch aufgeschnappt hatten.

Nach einiger Zeit forderte ich meine Freunde auf, mich Emilio zu nennen. Meinen Namen verschwieg ich. Die Italiener konnten ihn nur schlecht aussprechen. Das fiel mir jedes Jahr schon an der Rezeption auf.

Wir fuhren mindestens für drei Wochen in die Ferien. Wenn es die laufenden Geschäfte erlaubten, sogar für vier. Stefan Keller hütete das Unternehmen. Er hatte den Auftrag, an meiner Stelle zu handeln, wenn es nötig war. Manchmal freilich ging es nicht ohne ein Telefonat. Der technische Leiter und der Bauführer, in die ich grosses Vertrauen setzte, führten die Bauarbeiten zielstrebig voran. Einmal schnauzte ich Keller heftig an. Er telefonierte mir wegen einer Rüge. Ich befahl ihm, den Vorfall zusammen mit dem Kader zu lösen. Wenn dies nicht möglich sei, solle er die Sache verträdeln, bis ich zurück sei. Nichts sei so dringend, dass es nicht zwei oder drei Wochen warten könne. Isabelle staunte nur. Nach diesen harten Worten fühlte ich mich befreit und beruhigt. Ich wusste, dass die Sache in Ordnung kam.

Wir lebten wie die Italiener, die die Mittagshitze fliehen und sich unter das Piniendach zum Essen und zu einem Schläfchen zurückziehen. Ein Schnarchen drang manchmal recht laut aus einem Zelt oder von einer Liege, die vor einem Bungalow stand.

Kochte meine Frau, pendelte ich gerne auf der Hängematte und behauptete, dieses Schaukeln sei die beste Übung für die Seele. Man finde zu Ur-Gefühlen, fast wie im Mutterleib, zurück. Die Natur selbst suche stets den Ausgleich in der Mitte.

Da lachte selbst Isabelle. Ich liess mich nicht beirren. Für mich sei dieses Ausschwingen in der Mitte eine Art des Zumir-Kommens. Daraus würde ich meine Lebensphilosophie

ableiten, auch meinen politischen Standpunkt, den ich als Liberaler in der bürgerlichen Mitte sah.

Ich las unter dem Sonnenschirm am Meer Bücher, Romane, aber auch heitere Philosophiegeschichten wie etwa «Die philosophische Hintertreppe» von Wilhelm Weischedel. Ich fand, dass sich die Welt stets vom Rand her verändert habe. Impulse kamen von Querdenkern. Ich zählte Menschen auf, die aus der Reihe tanzten und die Gesellschaft veränderten. Manchmal erhielt die etwas wohlgeordnete Gesellschaft von ihnen den Anstoss zur Veränderung. So war es unbestritten auch mit der 68er-Bewegung. Die Politik reagierte zwar darauf, aber sie konnte den plötzlichen Einbruch neuer Gedanken nicht bremsen. Die Politik war für mich Reaktion. Es sei vermessen, von ihr Visionen zu erwarten, behauptete ich bei Diskussionen.

Ich hatte in den Ferien stets Venedig vor Augen. War es nicht verrückt, eine Stadt auf dem Meer zu bauen? Eine vertikale Stadt, in der man nur auf Kanälen und über Brücken vorwärtskommt? Entstanden war die Stadt aus der Not. Die Bewohner des Festlandes flohen vor Attila oder vor den einfalenden Germanen auf die unzugänglichen Inseln der Lagune.

Isabelle lachte jedes Jahr beim Einpacken, weil ich sie stets fragte, ob sie den «Räuber» von Robert Walser nicht vergessen habe. Mein abgegriffenes Buch kam immer mit. Ich las ihr manchmal einige Sätze vor, auch dann, wenn ich sie auf ein Erlebnis vorbereitete: «Im Wein schimmert der Takt. Bist du ein Freund des Weines, so bist du auch ein Freund der Frauen und ein Beschützer dessen, was ihnen lieb ist», und fügte gleich bei, «heute Abend fahren wir nach Burano, essen im «Gatto nero» einen feinen Fisch und trinken einen guten Wein».

Isabelle hatte nichts dagegen, und solange die Kinder klein waren, stiegen sie fröhlich mit uns auf den Vaporetto. Manchmal sangen einige Männer vor einem Restaurant der Hauptgasse von Burano, die zur grossen Piazza bei der Kirche führt.

Die Leute schlenderten ein halbes Dutzend Mal hinauf und hinunter. Das war für uns ein Spektakel. Einmal bat ich den Wirt, den Sängern einen Liter guten Wein auf den Tisch zu stellen. Dafür trumpften sie mit «O sole mio ...», «Azzuro...» und anderen bekannten Liedern und Schlagern auf.

In den Sommerferien konnte ich nachholen, was ich während des Jahres versäumt und vermisst hatte. Diese heitere Geselligkeit, dieser Frohmut unter den Italienern beglückten mich. Zu Hause würde mich rasch wieder eine Stimmung einfangen, die nach Leistung und Rendite roch. Und meine Firma Schnell-schön & Sohn stand da mitten drin. Man verdiente Geld. Man konnte warten, bis die Bodenpreise in die Höhe schnellten. Spekulieren bekam einen hohen Stellenwert. Lange bevor dies der einfache Bürger merkte, war die Geldmaschine in Gang gekommen und riss auch viele junge Menschen in ihren Bann.

Für mich wurde der Zeltplatz zur Sommeroase. Kam ich nach drei oder vier Wochen zurück ins Geschäft, fragten mich Kollegen, ob ich eine Verjüngungskur hinter mir hätte. Sie glotzten mich an, wenn ich erzählte, ich sei auf dem Zeltplatz «Al Boschetto» in der Nähe von Venedig gewesen. «Der reiche Schnellschön geht zelten», höhnten sie.